

Iris.

Zeitschrift für Wissen, Kunst und Leben.

Vierter Jahrgang.



Dienstag

(1828. No 58.)

13. Mai.

Schillers Todesfeier.

Dramatische Phantastie

von E. Fieldbath.

(Fortsetzung von No. 57.)

Luisa Miller (vortretend.)

Ich armes Mädchen, jung an Jahren,
Und in der Welt noch unerfahren,
Nur mit der Liebe Traum bekannt,
Was soll ich wohl dem Meister bieten,
Dem Schöpfer meiner Jugendblüten?
Was soll ich ihm zu Füßen legen,
Was ihm als Huldigungsoffer weih'n? —
Mein Herz nur reich' ich ihm entgegen,
Zwar jung und schwach, doch gut und rein. —
Hat ja der Menschen rauhe Härte
Mir alles Andre mild entwandt!
Hat ja der Liebe, ewig Werthe,
Mein Ferdinand, mich selbst verkannt! —
So lange noch zwei junge Herzen
Der Liebe Traum vereint — entzweit —
Und Mitgefühl für fremdes Leid
Noch süsse Wermuthsblüten streut —
So lange leben meine Schmerzen —
Und meine kurze Seligkeit! —

Don Carlos (vortretend.)

Ein Königssohn, des Name nimmermehr
Von Mund' zu Munde schallte, hatt' ihn nicht
Verewigt dein unsterblich Preisgedicht,
Schweb' ich vom fernen Geisterlande her.
Durch Posa ward ich unaussprechlich reich,
Mehr, als durch Waters Glanz, den Göttern gleich,
Und meinen Himmel fand ich in der Minne
Für meine Königin mit engelreinem Sinne. —
Wohl fühl' ich mich, wie gern Verliebte sind,
Vom Freunde fern, gar oft ein schwaches Kind;
Durch ihn gestärkt, wagt' ich auf Tod und Leben
Für Freiheit eines edlen Volks zu streben.
Zwar sollt' ich nicht — so wollt' die ew'ge Macht —
Verwirklichen der Träume goldne Fülle:
Er sank, ich sank — doch unser guter Wille

Ging nimmer unter in des Grabes Nacht.
Und stets — so lang die Freundschaft mehr als Traum,
Die Liebe mehr, als flücht'ger Sinnenchaum,
Beglückungsdrang mehr, als ein eitles Streben:
So lang — d'rum ewig — wird dein Carlos leben.
Laß mich die Krone, welche meinem Haupt,
Eh' ich sie trug, des Schicksals Fluch geraubt —
Ach, nicht geweiht durch milden Vatersegen! —
Dir, hoher Meister, fromm zu Füßen legen.

Wallenstein (vortretend.)

Vom besten Lande, wo mich Mar, der Sohn,
Und Thekla, die ein schönes Band vereint,
Mit trauter Kindeslieb' umschlungen halten,
Schweb' ich, ein Heldenbild aus ferner Vorzeit,
Zum Tempel, wo mein hoher Säng'er weilt.
Fürwahr, du sangst mich, wie ich war im Leben,
Als barschen Kriegsmann und verschloss'nen Denker,
Erhaben, stolz und kühn — und still und listig —
Im Handeln Gottes Blick, und im Entwurf
Still, zögernd, wie der Donner ferner Wetter,
Zu groß, um fremden Schranken mich zu fügen,
Und zu beschränkt, um durch mich selbst zu herrschen,
Und so ein Königstamm, von Schicksals Hand
In ein Gefäß gepflanzt, des enge Hülse
Die Riesenwurzel krachend sprengen mußte;
Ein Genius, vom eignen Glück verführt,
Daß, nur ein trügend Irrlicht, ihm der Stern
Der Weisen dächte, und des Herren Fackel,
Zur Glorie leuchtend. An ein Höhr'es glaubt' ich,
Und liebt' und fürchtet' es; doch dunkel stand es
Vor meinem Geist; d'rum irrte der Verstand,
Und in den Sternen glaubt' ich es zu lesen,
Da ich's doch über'n Sternen glauben sollte;
Und während sorglos himmelan ich spähte,
Grub schändde Rache unter mir — mein Grab.
So sangst du mich, — und dauern wird dein Lied
Und alle Seelen treffen und begeistern,
So lang die ew'ge Weltgeschichte predigt,
So lang ein höh'rer Geist aus ihrem Treiben
Zum Menschengenisse spricht, — so lang der Sinn
Für jenes heil'ge Etwas, das der Mensch
Als Schicksal ehrt, als Gottes Rathschluß preift,
Nicht ganz erstickt in der Gemeinheit Pfuhl.

D'rum leg' ich huld'gend meinen Feldherrnstab,
Den mir zur Zeit der Gunst mein Kaiser gab,
Mit dem ich oft in's blut'ge Feld geritten,
Mit dem ich manchen harten Sieg erkritten —
Den nur mit Müh' der Buben Mörderhand
Der Leiche krampfgeballter Faust entwandt —
Den, lebend, mir kein Teufel hätt' entrisen —
Ihn leg' ich huld'gend, Säng'er, dir zu Füßen.

María Stuart (vortretend.)

Du besangest meine bitter'n Leiden,
Die ich trug mit Reu' und mit Geduld,
Bauend auf die schön'en Himmelsfreuden,
Auf des Himmels namenlose Huld.
Sollt' ich nicht mein Weh' mit Schweigen tragen?
Hätt' ich nicht mein herbes Loos verdient? —
Nicht mit eiteln Thränen, eiteln Klagen,
Nur durch Blut wird blut'ge That gesühnt.
Großer Mann! — bei allen meinen Schwächen
Müssen doch — so maltest du mein Bild —
Alle Augen weinen, alle Herzen brechen,
Wenn mein Blut von dem Schaffote quillt. —
Und wie kalt, wie herzlos, wie erbärmlich
Steht Elisabeth's hochmüth'ger Geist
Neben mir, in seiner Größe — ärmlich,
Wenn auch unbefleckt der Ruf sie preist.
O, so lange Magdalenen's Reue
Selbst erweichen muß des Richters Herz,
Schlägt ein jedes Herz in heil'ger Weiße
Bei Mariens letztem Todeschmerz.
Meinen Rosenkranz — er gab mir Stärke,
Gab mir Hoffnung, gab mir Himmelsseg'n,
Hielt mich aufrecht bei dem letzten Werke —
Will ich, huld'gend, dir zu Füßen legen!

Johanna d'Arc (vortretend.)

Die einst ihr Land vom Untergang gerettet,
Die Jungfrau, von den Himmlischen gesendet,
Die fränk'sche Freiheit mut'ig losgekettet,
Das rasche Waffenglück im Nu gewendet; —
Die einst ein Frank' im Frankenland' geboren,
Mit edlem Rothgedichte frech geschändet;
Die du zur Liebesheldin dir erkoren:
Johanna nahet deiner Todesfeier.
Wie ich der Jungfrau Treue zugeschworen,
Streng hütend meinen teuschen Mädchenschleier;
Wie sie zum Gotteskampfe mich erwählet,
Mich rüstend mit der Rache heil'gem Feuer;
Wie Siegesbegeisterungsflamm' uns hoch beseelt;
Wie Frank' und Britt' an einen Rächer glaubte, —
Sangst du dem Volk'. — Auch hast du nicht verhehlet,
Wie frevler Stolz den schlichten Sinn mir raubte,
Und wie der Liebe Blut, dem Schwur' entgegen,
Von meinem ruhmbekränzten Mädchenhaupte
Nahm den verdienten hohen Gottesseg'n; —
Auch wie mein Geist im Straucheln sich ermannte;
Wie ich zuletzt dem Heldentod' erlegen,
Der Himmlischen untadliche Gesandte.
Du sangst der Welt die alte fromme Mähre,
Thattst auf das Geisterreich, das unbekante,
Und gabst uns fromm die inhalt'volle Lehre:
Daß Gott die Seinen nimmer ganz verlassen.
Die heil'ge Fahne, so mir gab die Hehre,
Sie kühn zu schwingen in der Feinde Massen,

Zu Feinde'stod, und meines Volkes Segen,
Will ich mit hochgeweihter Rechten fassen,
Und meinem Säng'er sie zu Füßen legen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Hexenwald.

Märchen aus der Zeit Karl des Großen.

(Von Eduard Silesius.)

(Fortsetzung von No. 57.)

Er fand sich, wieder zur Besinnung gelangt,
zu den Füßen der Zauberin, die mit zornglühender
Geberde den Stab über ihn schwang, als wollte sie ihn
vernichten — dann wieder inne hielt, einen liebe-
vollen Blick auf ihn warf, und mehr mitleidig als
zornig sprach: Unglücklicher! ich habe dich vor ei-
nem Augenblicke vom Tode gerettet. Wisse: hinter
der Thüre sitzt, mit einer demantenen Kette gefes-
selt ein ungeheurer Basilisk, in ewiger Dunkel-
heit brütend, und einen Talisman, der allen meinen
Zaubern Kraft verleiht, bewachend. Sein flüchtig-
ster Anblick tödtet wie ein Blitzstrahl; ich selbst darf
ihm nur mit verschlossenen Augen eine Stunde vor
Mitternacht nahen, und sein Futter bringen, täg-
lich einen erwürgten schwarzen Hahn in Wolfsmilch
und Schierlingsaft gekocht. Dich hat bloße Neugier
herauf gelockt, nicht der schwarze Vorsatz, mich zu
verderben — nicht wahr? sonst müßte ich dich töd-
ten, und das brächte mich selbst um's Leben. Bei
mir stand es, murrte Norbert, sich unmut'ig vom
Boden aufrichtend, mich in einem Augenblicke über
die Grenzen deiner Macht hinaus zu versetzen. Ich
wollte nur mein Schwert, und dir nachher dein
elendes Zauberspielwerk — denn du hast nichts bes-
sers — wieder zurückstellen. Verflucht sey ich, daß
ich's that! — Was siehst du mich so verlockend an
Sirene? — fügte er mit sanfterer Stimme hinzu.
„Weil ich dich bewundere und liebe, — antwortete sie
lächelnd. — Sieh, du bist der erste junge Mann, den
ich recht nahe angeblickt, aber wenn alle Uebrigen
dir gleich sind, so hab' ihr mehr Zaubermacht über
uns, als ich, wohl die mächtigste unter meinen
Schwestern, mir über die widerspänstige Natur zu
verschaffen weiß. —

Statt einer Antwort griff Norbert nach dem
Schwerte, und wollte sich's rasch umgürten. Un-
glücklicher, was beginnst du — rief das Mädchen
mit rollendem Auge und fiel ihm in den Arm; er
aber hielt sie mit der starken Linken von sich, und

vollendete mit der Rechten sein Geschäft, ohne daß sie den furchtbaren Zauberstab, der ihn im Augenblicke zu Staub zerschmetterte hätte, zu rühren wagte, aus Furcht, ihn zu verletzen. Auch das muß ich von dir leiden, schöner Bösewicht, klagte sie mit schmeichelnder Stimme; aber du sollst mir's lohnen — und wenn ich auch darüber zu Grunde ginge.

Mit diesen Worten verschwand die Zauberin, und Norbert, aus einer augenblicklichen Betäubung erwachend, befand sich mit einem Male — in dem köstlichsten Badgemache auf einem Ruhebetto wo ihn, indem er unwillkürlich sogleich einschlummerte, die lieblichsten, wollüstigsten Bilder umgaukelten. Mit einem Male wühlte ihm ein heftiger Schmerz durch's Haupt — er schlug die Augen auf — und fand sich beim bleichen Schimmer des Mondes, der durch die Baumwipfel über seinem Haupte gar traurig lugte — mitten im Zauberwalde, und neben sich seinen getreuen Eisenschimmel. Verschwunden war das Schloß mit seinen herrlichen Umgebungen, er fühlte sich am Kopfe bluten, und eine seiner längsten gelben Haarflechten heraus gerissen. An seiner Seite hing — kaum wollte er seinen Augen trauen — das sehnlich erwünschte diamantene Kleinod. —

Am kleinen Finger trug er einen engen eisernen Ring, den er mit der größten Anstrengung nicht herabzuziehen vermochte. — Es war ihm zu Muth, als wäre ein unsichtbarer Zauberfaden daran befestigt, der ihn von allen Orten nach der gefährlichen Burg zurückziehen könnte. — Wie ein Rasender sprengte er durch den Wald, und als die Sonne mit halbem Auge über die östlichen Berge guckte, flog er beim Grenzwirthshause vorbei. Der gute alte Wirth, der eben unter der Thür stand, brach, da er den lieben Gast wieder sah, und gar die blinkende Wehre an seiner Seite gewahrte, in ein lautes Jubelgeschrei aus, und wollte ihn mit Fragen bestürmen — aber Norbert, mit sich selbst genugsam beschäftigt, winkte ihm ernst zurück, und verfolgte, einem Träumenden ähnlicher, als einen Waghenden, seinen Weg nach Wunsiedel.

(Fortsetzung folgt.)

Meine Meinung über den Nachdruck.

Der Nachdruck hat wie der Admorgott Janus ein Doppelgesicht. Es läßt sich viel dafür und viel dagegen sagen. Dagegen: das Eigenthum der Erfindung, und der Lohn für das aus eigener Kraft und Kenntniß erzeugte Werk. Jeder Arbeiter ist seines Lohnes werth. Es werden für neue Erfindungen in Künsten und Wissenschaften Patente zur

Sicherung des Neuerfundenen gegeben, wozu viel weniger Geist gehört, als zur Ausarbeitung eines literarischen Werkes. Die Auslagen bei einem literarischen Werk durch Papier, Druck und die oft nöthigen Kupferwerke sind so bedeutend und nicht selten — so gewagt, daß eine geraume Zeit erforderlich wird, ehe die geleisteten Auslagen wieder hereingebracht werden. Ein lit. Werk ist entweder ein Eigenthum des Verfassers oder des Verlegers, der es ihm entweder für immer oder nur für eine bestimmte zeitweilige Auflage baar abgekauft, und gleichsam zu seiner Erfindung gemacht hat. Und das Eigenthum eines Andern darf nach den Gesetzen von Niemanden verletzt werden. Ja, wer wird sich denn die Mühe geben, seine Zeit auf das Niederschreiben eines lit. Werkes zu verwenden, wenn ihn dafür kein Lohn erwartet, auf den der geringste Handwerker mit Recht Anspruch macht? — Es gibt viele Schriftsteller, die von ihren lit. Produkten ihren Lebensunterhalt beziehen, und noch mehrere, die durch den Gewinn, welchen ihnen der Verkauf eines Manuskriptes abwirft, ihre häusliche finanzielle Lage mehr oder minder verbessern, und sich ein sorgenfreieres Leben erschreiben. Findet aber ein unbedingter Nachdruck statt, so kann kein Verleger ein bedeutendes Honorar, oder wohl gar keines zahlen, weil er äußerst wenig Hoffnung hat, die Kosten seiner Auslagen früher herein zu bekommen, als der befürchtete Nachdruck an's Licht getreten, und hiemit muß die Herausgabe neuer, honorirter Werke, von selbst unterbleiben, und die fortschreitende Kultur des Menschengeschlechts, bleibt auf der errungenen Stufe stehen, oder gehet gar wieder in die Unwissenheit zurück.

Dafür hingegen: rechtfertigt eben die Wohlfeilheit der Nachdrücke das Bestreben, die Kultur unter den ärmeren Ständen zu verbreiten, und alle Klassen zu gebildeten, verständigen, gestifteten zu machen, die Nachdrücke in nicht geringen Grade; und will man den Erfindungsgeist eines Schriftstellers, als ein völlig abgeschlossenes Eigenthum in seinen Produkten, und diese nicht auch für eine Kunstwaare ansehen, die ein Mal verkauft in das Eigenthum eines Andern übergeht; will man den Verleger des Originals, als immerwährenden Nutznießer fremder Produktionskraft gelten lassen, so gründet man ein Monopolsystem, und die Monopole sind keiner Nation erspriesslich.

Ein Kupferstecher z. B. braucht auch lange Jahre Studien, ehe er es dahin bringt, ein Meisterstück oder sonst ein gutes Werk zu Stande zu bringen;

was bei ihm Kunstkenntniß begründet, muß der Schriftsteller durch Welt, und Menschenkenntniß sich aneignen, und ist er ein Lehrer der mannichfaltigen Wissenschaften und Künste, und tritt als solcher Schriftstellernd auf, und bewegt sich in theoretischen Darstellungen, so fordert er gleich jeden andern Schriftsteller, den Lohn für sein theoretisches Werk, weil er glaubt, daß er seine Zeit nicht umsonst verstreichen lassen kann, und macht als Schriftsteller schon Anspruch auf lebenslänglichen Gewinn von seinem theoretischen Werke, wenn er

jede Auflage von neuem verkauft; nicht so von dem gelieferten Kunstwerke selbst, das ein Mal verkauft, von Jedem, der die Kunst übt, gut oder schlecht kopirt werden darf, ohne daß es dem Original Meister einfällt, dagegen eine Klage zu führen. Der Käufer des Kunstwerks ist vollkommen befugt, das Werk nachahmen und vervielfältigen zu lassen, und man darf immer eine Kopie von der Kopie nehmen. Warum denn nicht von einem Geisteswerke, das durch den Druck bekannt gemacht wird?? —

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz- und vermischte Nachrichten.

Ofen, 7. Mai 1828.

Geehrtester Herr Redakteur!

Ich beile mich, Ihnen einige Theater-Korrespondenz-Nachrichten aus Italien mitzutheilen, welche den Lesern Ihres geschätzten Blattes nicht unangenehm seyn dürften. Dem Einwurfe: „Was kümmern uns fremde Theater!“ den ich schon mehrere Male in ähnlichen Fällen von orthodoxen Patrioten gehört habe, könnte man füglich mit dem begegnen, daß die Kunst kein Vaterland kenne, und daß der wahre, unbefangene Kunstliebhaber in dieser Beziehung zuvörderst auch Kosmopolit seyn müsse.

Mein Verdienst bei gegenwärtiger Mittheilung ist kein anderes, als aufrichtiges Bemühen, der vaterländischen Zeit ein neues Interesse bei der Lesewelt zu verschaffen, insofern diese meine vorangegebene Meinung mit mir theilen will.

Jedenfalls bitte ich, meine redliche Absicht nicht zu verkennen und ja nicht zu glauben, daß das Vaterländische mir weniger geworden sey, als es mir, bis nun war und Heilebens werth seyn wird. —

Mit der Oper: Bianca e Fernando, Musik von Bellini, und mit dem Ballette: die Niederlage der Guebern, von Galzerani wurde am 7. v. M. das neue Theater Carlo Felice in Genua eröffnet. Diesen Namen führt dasselbe von Sr. M. dem jetzt regierenden König von Sardinien, der den großartigen Bau mit jener Vorliebe für das Bühnenwesen und die Kunst überhaupt unterstützt und befördert hat, welche eine seiner vielen hervorragenden Privat tugenden ist, die er, ohne Nachhand der höheren Pflichten des Herrscherberufes, zum Wohle und zur Verherrlichung seiner Lande zu üben weiß.

Das eben gedachte Theater, eines der größten und schönsten unserer Zeit, war an jenem merkwürdigen Abend, einschließlich des äußeren Schauplazes, außertreffliche mit Wachs beleuchtet, und die Freize der Farben gewährten im Vereine mit dem Widerscheine der reichen Vergoldung der eben so harmonischen als geschmack- und sinnreichen Ornamente einen höchst seltenen Anblick.

Weim Erscheinen S. M. des Königs und der Königin, dann S. K. des Prinzen und der Prinzessin von Carignano

in der großen Kronloge wiederhallte das Haus von einstimmigem lautem Freudenjubel, worauf eine auf die Gelegenheit eigens verfaßte Kantate aufgeführt wurde.

Man kann ohne Uebertreibung behaupten, daß die Vorstellung der Oper und des Ballets im Allgemeinen der Erwartung entsprachen.

Sr. David, Mad. Tosi und Sr. Tamburini übertrafen in der Oper Alles, was man früher von ihnen gehört hatte: Kraft der Stimme, Abwechslung, geschmackvolle Uebergänge im zwanglosen Gesange, Ausdruck, Wahrheit und Lebhaftigkeit in der Mimik charakterisirte die ausgezeichneten Sänger. Was sollen wir von den sehr braven Tänzern sagen? Von denen Herren Paul, Cartillon, und Molinar, gleichwie von den Damen Baque-Moulin, Grassi, Noblet und Pallerini. Alles Nühmliche ihrer diesmaligen Leistung heranzuzählen, würde eine eigene, weitläufige Abhandlung erfordern, indem sich eine ganz neue Theorie der Kunst daraus entwickeln ließe. —

Eine Psyche und Terpsichore allein können uns die geistigere Baque-Moulin verständlich, so überirdisch schön und lieb, reizvoll sind ihre Formen und Bewegungen; Festigkeit und Meisterlichkeit in der Kunst, innigst verschmolzen mit einer unerreichten Leichtigkeit bilden die Eigenthümlichkeiten des längstberühmten Paul, mit Recht l'Aerien (der Aetherische) benamset.

Das Scenarium, gemalt von Ganjo, und die Garderobe wetteifern an Geschmack und Reichthum. Die beiden Haupt-Courtinen, worauf die Einbildungskraft und Kunst der beiden Maler Fontana und Beretta ihren Triumph feiern, tragen nicht wenig zur Pracht und Schönheit des neuen Tempels Italiens, Polphimias und Terpsichorens bei.

Der große Redouten-saal und die beiden anstossenden kleineren Säle bieten einen unbeschreiblichen Aufwand von architektonischer Schönheit dar, sind mit sehr schönen pariser Spiegeln, neuen Meubeln verziert, und in einem der letzten steht ein ungewöhnlich elegantes Billard. Die Beleuchtung dieser Säle geschieht vermittelst ebenfalls in Paris verfertigter Luster, die schwerlich anders wo schöner anzutreffen seyn werden.

(Fortsetzung folgt.)